Helen Keller und das menschliche Denken.

Von

Dir. Dr. KLUGE-Potsdam.

Das ewig den Menschen bewegende Rätsel „Wer bin ich?“ wird nur gelöst werden mit der Beantwortung der Frage „Was ist das menschliche Denken?“

Die Ergebnisse der exakten Wissenschaft nun erweisen immer mehr die Bedeutung und die Richtigkeit des Satzes: Nihil est in intellectu quod non ante fuerit in sensu. Alles Denken wird danach nur vermittelt durch die Funktionen der Sinnesorgane. Diese nehmen die äusseren Eindrücke auf und führen sie auf besonderen Bahnen dem Gehirn zu. Hier treten die Wahrnehmungen in vielfache Beziehungen zu korrespondierenden Vorgängen, assoziieren sich zu Vorstellungen und treten nach aussen wieder als Willensäusserungen zutage, denen alsdann überlegte Handlungen folgen können.

Hierbei ist zu berücksichtigen, dass das gesamte Nervensystem, Gehirn wie Nervenbahnen, einen Apparat darstellt, der in seiner ganzen Anlage für den einzelnen Menschen ein etwas bereits Gegebenes repräsentiert, so dass die Funktionen desselben ihrer Art und Energie nach im allgemeinen schon festgelegt sind, während sie im einzelnen durch äussere Beeinflussung einer gewissen Durchbildung und Wandlung fähig bleiben.

Das Grundlegende unserer Vorstellungsbildung ist demnach durchaus in das Sinnesgebiet verlegt. Wir denken nur immer in der Weise, dass wir die früher erworbenen Sinneswahrnehmungen in uns wieder lebendig werden lassen. Wir denken also stets in der Form von Empfindungen.

Auch das Wissen von uns selbst, unser Selbstbewusstsein, ist ein Empfinden. Wir empfinden uns selbst, indem aus unserem gesamten Körper mit all seinen Organen Empfindungsströme dem Gehirn zufliessen und das zur Entstehung bringen, was wir Körperlichkeitsbewusstsein, Ichbewusstsein nennen.

Es sind das die sogenannten Allgemein- und Organgefühle, insbesondere aber sind es hier die Empfindungen von unserer Haut, unseren Muskeln und Gelenken, ja auch den Knochen selbst her, die hier ins Spiel kommen; es sind also vor allem diejenigen Empfindungsvorgänge, die uns über unsere jeweilige Haltung und Lage in erster Linie Aufschluss geben.

Unser Ichbewusstsein ist also die Summe aller Eigenempfindungen. Mit der Aussenwelt treten wir immer von neuem in Verbindung durch die Sinnesorgane, welche die äusseren Eindrücke diesen Eigenempfindungen hinzugesellen und mit ihnen in innige Wechselbeziehungen bringen.

Es sind daher die Sinnesorgane für unser Denken von der allergrössten Bedeutung; und fallen nun die wichtigsten Sinnesgebiete, das Hören und Sehen aus, so muss unser Vorstellungsleben anscheinend die grösste Einbusse erleiden.

Nun hat es dennoch eine ganze Reihe von Individuen gegeben, welche dieser beiden Sinnesfunktionen schon frühzeitig, ja schon von Geburt an beraubt waren, die sogar durch Verlust des Sprachvermögens das dem Menschen geläufigste Verständigungsmittel entbehren mussten, die aber trotz alledem sich ein umfangreiches Vorstellungsleben zu erwerben vermochten, mit der umgebenden Welt die mannigfaltigsten Beziehungen unterhielten, sich einen grossen Schatz von Kenntnissen und Fertigkeiten aneigneten und sich zu einem so hohen Bildungsstande emporarbeiteten, dass sie darin, wie in dem Falle der Helen Keller, das Mittelmass weit überragten.

Es stand also diesen Individuen eigentlich nur der Geschmacks-, Geruchs- und der Tastsinn zu Gebote. Haben diese drei nun in der Tat jene ganze riesengrosse Aufgabe erfüllen können? Konnte insbesondere der dritte, der Tastsinn, da doch die beiden anderen ihrer Unbedeutendheit wegen nur wenig ins Gewicht fallen, allein diese ganze Arbeit bewältigen, oder welche sinnlichen Vorgänge traten hierbei noch hauptsächlich in Aktion?

Dies sollen uns die nachfolgenden Betrachtungen beantworten, denen wir den inneren Werdegang einiger taubstummblinden Individuen und zwar insbesondere den der Helen Keller zugrunde legen wollen.

Es mögen etwa an 60 solcher bedauernswerten Geschöpfe sein, die mit jenem dreifachen Mangel ihrer Sinnesorgane behaftet, in der Literatur ihren Mitmenschen näher gebracht und beschrieben sind. Unter ihnen sind vornehmlich bekannt geworden die Amerikanerin Laura Bridgman, die seit früher Kindheit vollständig blind, taub und stumm war und auch ihres Geruches und Geschmackes, wenigstens vorübergehend, beraubt gewesen sein soll. Gerade über sie, als der „Einsinnigen", ist seit der Mitte des abgelaufenen Jahrhunderts sehr viel geschrieben worden, da sie durch die Erfolge ihrer Erziehung und Unterrichts — sie erlernte das Lesen und Schreiben und führte eine umfangreiche Korrespondenz — die staunende Bewunderung weiter Kreise erregte.

Sodann ist besonderer Erwähnung wert Hertha Schulz, die im 4. Lebensjahre, im Anschluss an eine Gehirnentzündung, taub und blind wurde, weiterhin auch die Sprache verlor und im Oberlinhaus zu Nowawes, woselbst sie sich jetzt noch befindet, soweit gefördert wurde, dass sie sich ausreichend verständigen und die in den Elementarfächern und in der Religion erworbenen Kenntnisse, die etwa das Mass einer mittleren Volksschulbildung erreichen, leidlich gut verwerten kann.

Ferner sind es zwei Französinnen, die unser besonderes Interesse rege machen, Marthe Obrecht, die im 5. Lebensjahre die in Rede stehende Trias von Sinnesdefekten akquirierte, und Marie Heurtin, die von Geburt an taub, blind und stumm zugleich war. Beide leben noch jetzt im Kloster Larnay bei Poitiers, wo sie erzogen wurden und wo ihnen eine recht gründliche Ausbildung, die etwa den Anforderungen einer niederen Schule entspricht, zuteil wurde.

In neuerer Zeit ist uns in eindringlichster Weise das Geschick der Helen Keller, einer Landsmännin der Laura Bridgman, vor Augen geführt worden. Dieselbe verlor im 19. Lebensmonat nach dem Ueberstehen einer inneren Krankheit das Gesicht und Gehör und bald darauf auch die Sprache, und erfuhr vornehmlich durch die schier beispiellose Hingabe ihrer Lehrerin, Miss Sullivan, einen Unterricht, der sie in den Stand setzte, sich mit fast allen Wissenszweigen menschlicher Kultur eingehend zu befassen, verschiedene Sprachen zu erlernen und

nach Ablegung der vorschriftsmässigen Examina eine amerikanische Universität zu beziehen. Ihre in einem geradezu glänzenden Stile abgefasste Selbstbiographie, welcher auch eine Reihe psychologisch ungemein wertvoller Betrachtungen ihrer übrigens selbst lange Jahre ihres Lebens hindurch erblindet gewesenen Lehrerin beigegeben sind, macht ja noch in diesen Tagen die Runde durch alle Welt.

Es ist gewiss ohne weiteres klar, dass die Art und Weise, wie diesen von der Natur oder durch ein unglückseliges Geschick so grausam behandelten Kindern eine klare Kenntnis von der sie umgebenden Welt beigebracht worden ist, wie ihnen die Beziehungen der Menschen unter sich verständlich gemacht und wie ihnen neben Schulkenntnissen aller Art auch die Grundtatsachen höchsten ethischen, künstlerischen und religiösen Empfindens einverleibt wurden, als das prägnanteste Beispiel für das Zustandekommen von Vorstellungen aufzufassen ist; hier muss uns ja geradezu ad oculos demonstriert werden, was wir unter „denken" zu verstehen haben.

Gehen wir nun auf den Entwicklungsgang dieser so schwer Geschädigten näher ein, so fällt uns bei ihnen zunächst ganz besonders ihr ungemein heftiges, reizbares, zu Zorn- und Wutanfällen neigendes Wesen auf, wovon man uns aus der ersten Zeit ihrer Lehrjahre fast durchweg berichtet.

Es kann uns dies erklärlich erscheinen, wenn wir uns nur für einen Augenblick in die trostlose Lage dieser Unglücklichen versetzen. Blind — also ohne alle Kenntnis von Licht, von Farben und der sichtbaren Formenwelt; und sodann taub zugleich, das heisst unzugänglich allen Geräuschen, Worten und Lauten; und schliesslich noch stumm, mithin unfähig, mit verständlicher Stimme über die inneren Vorgänge Aufschluss zu geben — bedeutet das nicht in der Tat eine Beschränkung der ganzen Persönlichkeit, wie sie tragischer und erdrückender nicht gedacht werden kann? Die französische Beschreibung solcher Fälle bezeichnet diesen uns völlig unfassbaren Zustand als eine Einkerkerung der Seele in einem finsteren Gefängnis, aus welchem kein Weg in die helle Freiheit führt — und dennoch bleibt dieser Vergleich noch gewiss weit hinter der Wirklichkeit zurück.

Muss hier nicht das gesamte Empfindungsleben ein so einseitiges und isoliertes sein, das jede ungewohnte und unwillkommene Einwirkung von aussen her wie ein fremdartiger und nur schwer zu verwindender Eingriff erscheinen muss? Und muss nicht das Unvermögen, sich über die naheliegendsten Interessen der Umgebung gegenüber leidlich verständlich zu äussern, eine oft unerträgliche Qual bilden?

Daher die anfängliche Widerspenstigkeit und der wilde Jähzorn, über welchen fast alle Lehrer dieser hilflosen Menschenkinder beim Beginn ihrer erzieherischen Massnahmen klagen.

Was nun diese Lehrer bei der Uebernahme dieser Unglücklichen an Fähigkeiten vorfanden, ist bestensfalls das Vorhandensein einer bis zu einer gewissen Grenze ausgebildeten Gebärdensprache, die freilich oft genug äusserst unvollkommen ist, wie z. B. die Marthe Obrecht als eine „masse inerte" geschildert wird, der kein Verständigungsmittel mit ihresgleichen, ein blosser Schrei und eine ungestüme Bewegung allenfalls ausgenommen, zur Verfügung stand. Immerhin haben sich die unglücklichen Kinder im elterlichen Hause schon ab und zu einige Gesten zu eigen gemacht, durch welche sie sich hinsichtlich der gewohnheitsmässigen Vorgänge notdürftig verständlich machen können.

Von diesem erfahren wir z. B., dass es sich ankleiden kann, von jenem, dass es mit einer mitgebrachten Puppe spielt; ein drittes kann über seine besonderen Geschmacksrichtungen bei den Mahlzeiten Andeutungen machen, und von Helen Keller erfahren wir, dass sie über die meisten Tätigkeiten im Haushalt orientiert war, indem sie die jeweiligen Handlungen und Manipulationen während der Ausübung selbst

abgetastet, in ihren Bewegungen verfolgt und sich damit so eingeprägt hat, dass sie dieselben gelegentlich wiederzugeben vermag.

Was ist hier also geschehen?

Alle die Empfindungen, welche durch die bei solchen Gelegenheiten ins Spiel gezogenen Muskelgruppen angeregt wurden, alle die hierbei entstehenden Tast- und Bewegungsempfindungen deponierten sich als Erinnerungsbilder, die bei dem gleichgearteten, von aussen her einwirkenden Anstoss von neuem ins Leben gerufen wurden und fast reflexartig wieder in die Erscheinung traten.

Auf diesen inneren Sinnesvorgängen baut sich zunächst der ganze weitere Unterricht auf. Immer wird ein fühlbares Zeichen eingelernt, das eine bestimmte Vorstellung zu ersetzen hat, zunächst solche, die das alltägliche Leben betreffen. Der Zeigefinger auf den Handrücken der einen Hand gelegt und abwechselnd damit ein Taschenmesser zugereicht und wieder fortgenommen wird der Marie Heurtin zum Sinnbild des Begriffes Messer. Das Herumführen eines Fingers um das Handgelenk der anderen Hand wird bei Marthe Obrecht zur Versinnlichung von Hunger und von Brot angewandt. Der Kopf der Hertha Schulz, in die eine Hand gelegt, muss derselben zur Bezeichnung Schlaf dienen. Auf solche Weise lässt sich vermöge dieser Bewegungsvorgänge gewiss eine ganze Reihe von Vorstellungen bilden, die also durchaus nichts anderes als Bewegungsbilder sind.

Aber der Gebrauch derselben ermöglicht doch nur immer einen äusserst beschränkten Verkehr mit der Umgebung, selbst wenn hierzu auch die ganze Reihe der besonders früher im Taubstummenunterricht gebräuchlichen Zeichengebärden herangezogen wird. Denn nicht jeder ist imstande, sich durch diese Zeichen, die er ja in der Unterhaltung an dem Taubstummblinden selbst zur Ausführung bringen muss, verständlich zu machen. Es kommt demnach darauf an, für jeden Vorgang, jede Tätigkeit, jeden Gegenstand und jede Eigenschaft desselben bequemer darstellbare Zeichen zu eruieren.

An Stelle der umständlicheren und räumlich ausgedehnteren Gebärdenzeichen tritt demgemäss das Wortbild, zunächst in der Gestalt des in irgend einer Schrift in die flache Hand gezeichneten Wortes. So wird der Marthe Obrecht nunmehr neben der pain-Gebärde auch das Schriftbild pain, und der Helen Keller für die Puppe das fühlbare Bild doll und bald danach für Wasser das Wort water in die Hand geschrieben. Zunächst wird mit diesen Manipulationen kein rechtes Verständnis erweckt, bis, meist durch einen Zufall, den Kindern die Erkenntnis dafür aufgeht, dass zwischen Gegenstand, Zeichengeberde und Schriftbild ein ständiger Zusammenhang besteht. Dieser Moment stellt einen besonders bemerkenswerten Grad in der Entwicklung dieser Unglücklichen dar und wird auch von diesen ausdrücklich als eine aussergewöhnliche Förderung empfunden. Begeistert schildert vor allem Helen Keller das Erwachen dieser Erkenntnis und das damit für sie verbundene Glücksgefühl.

Noch aber hält es schwer, für jeden Gegenstand je ein ganzes Wortbild zu erlernen. Allerdings ist in der Regel das Verlangen hiernach ein sehr reges; wissen wir doch z. B. von Helen Keller, dass sie sich mit einem wahren Heisshunger auf diese neue Fähigkeit warf, für all ihr Tun, all ihre Tastempfindungen ein Wortzeichen zu erhalten und sich vermittelst desselben auch einem grösseren Kreise unschwer verständlich machen zu können. Das Handhaben dieser an Zahl immer mehr zunehmenden Schreibempfindungen ist eben deshalb so schwierig, da zunächst noch immer jedes einzelne Wort als ein Ganzes einzulernen und zu verwenden ist.

Man geht daher dazu über, das einzelne Wort in seine Buchstaben zu zerlegen, zunächst etwa in der Art, dass man die für den Buchdruck bestimmten Bleitypen, die ja dem Tastsinn fühlbar sind, zur Hilfe herbeizieht. Aehnlich wie diese erhabenen Einzelbuchstaben

zur Bildung der einzelnen Worte zusammengestellt werden, lässt sich nun weiter auch durch eine die einzelnen Buchstaben nachahmende Fingerstellung ein ganzes Fingeralphabet schaffen. Dieses wird von nun an als hauptsächlichstes Wortbildungs- und Verständigungsmittel benutzt. Dieses Fingeralphabet erleichtert den Verkehr deshalb in einem so hohen Masse, als zumeist im Gebrauch desselben sehr bald eine recht grosse Gewandtheit erreicht und damit eine verhältnismässig grosse Schnelligkeit der Konversation erzielt wird.

Einen besonderen Wert hat dieses Fingeralphabet nun weiter auch noch insofern, als es einen bequemen Uebergang zur Blindenschrift darbietet. Diese Blindenschrift, in der Regel die nach ihrem selbst erblindeten Erfinder Braille benannte Blindenschrift, besteht darin, dass an Stelle der Buchstaben bestimmte Zusammenstellungen von Punkten treten, die in Papier gestochen sind und so dem tastend darüber hingleitenden Finger erkennbar werden.

Hiermit wird nunmehr das Wort- und Schreibbild, das, wohlgemerkt, immer nur wieder einen Tastbewegungsvorgang darstellt, dem Taubstummblinden ein selbständiger Besitz, indem dieser ja von nun an seine Zeichen einem bleibenden Material anvertrauen kann, das ihm immer wieder zur Hand ist. Er vermag also früher angeeignete Vorstellungen mit Hilfe dieses Materials zu rekapitulieren, und ebenso kann er seine Vorstellungen auch anderen Personen zugänglich machen, ohne mit diesen in direkte Berührung zu treten; er ist auch damit von seinem Lehrmeister weniger abhängig, da ja das Papier mit seinen Zeichen für jenen eintreten kann.

Dass ausser dieser Blindenschrift auch die Telegraphenschrift und schliesslich auch das Schreiben auf der Schreibmaschine, die natürlich mit erhabenen oder sonstwie fühlbaren Schriftzeichen arbeiten muss, hier und da in Gebrauch genommen ist, sei nebenbei erwähnt.

Denken wir nun daran, wie wir selbst in verhältnismässig kurzer Zeit eine ausserordentliche Gewandtheit im Schreiben und Lesen erwerben, so wird es uns kaum noch besonders wunderbar erscheinen, dass eine so grosse Anzahl von Bewegungsbildern, wie sie beim Schreiben entstehen, sich diesen Taubstummblinden ohne sonderliche Mühe und in relativ kurzer Zeit einprägen kann. Wir müssen weiter auch noch bedenken, dass die so eminenten Funktionsmängel, wie sie der Verlust des Sehens, Hörens und Sprechens mit sich bringt, gerade auch wieder als ein gewisser Vorzug erscheinen, indem diese Unglücklichen darauf angewiesen sind, sich gänzlich auf den Tastbewegungssinn zu verlassen. Sie werden sich daher ganz vornehmlich auf diesen Sinn konzentrieren und sich die in seinem Gefolge auftretenden Empfindungsvorgänge mit ganz besonderer Intensität und Korrektheit einverleiben.

Ungemein anziehend und instruktiv ist bei allen diesen unterrichtlichen Manipulationen der Vorgang der Vorstellungsbildung im einzelnen.

Hier, wo ja nicht das Auge hell und dunkel unterscheidet und sich mit spielender Leichtigkeit durch die den Umgrenzungslinien der Körper folgenden Augenbewegungen ein Formbild aller Gegenstände zu verschaffen vermag, und wo auch nicht der Klang und das Wort auf weitere Entfernung hin schon Kunde gibt von einem Geschehen und einem Sein — hier muss notgedrungen der Vorstellungsinhalt unmittelbar in eins zusammenfallen mit dem jeweiligen Ergebnis, das der Tastbewegungssinn zeitigt.

Marie Heurtin erfährt den Unterschied von gross und klein nur allein dadurch, dass sie eine grössere und sogleich darauf eine kleinere Gefährtin ihres Institutes abtasten darf. Hertha Schulz lernt durch Betasten der Fingerknöchel den Wortbegriff „eckig“ kennen. Helen Keller stellt den Inhalt ganzer Sätze dadurch dar, dass sie die bezüglichen Gegenstände zur Hand nimmt und mit ihnen hantiert;

sie übersetzt also eigentlich damit jedes Wort in seine Gebärde. Jedesmal wird bei diesen Exerzitien das in Frage kommende Wort möglichst durch den Gebärdenausdruck dargestellt und ausserdem zugleich in den verschiedenen Methoden buchstabiert und geschrieben, so dass sich diesen Kindern schliesslich jeder Gegenstand, jede Tätigkeit und jede Eigenschaft, die sie ja immer nur in der Form eines Bewegungsvorganges erfassen, zugleich mit einem Bewegungsvorgang des Schreibens und Lesens auf das innigste verquickt.

Es bleibt hierbei keineswegs nur bei den dem Gefühl unmittelbar zugänglichen Gegenständen und Handlungen. Es werden vielmehr auch die inneren Beziehungen der Menschen untereinander und ihr gegenseitiges Verhalten durch solche Sprachzeichen festgelegt.

Der Begriff reich und arm wird durch das Befühlen der Kleidung eines zerlumpten Bettlers und einer wohlgekleideten Person verbildlicht; alt und jung durch das Betasten erst eines altersgebeugten und danach eines jugendlich aufgerichteten Menschen; tot durch das Berühren eines erkalteten und starren Leichnams. Gut, Liebe wird hier einmal durch das Streicheln der Wangen, in einem anderen Falle durch das Andrückenlassen eines bevorzugten Gegenstandes an die Brust, ein drittes Mal durch Kreuzen der Arme über dem Herzen zur Darstellung gebracht, immer bei solchen Gelegenheiten, wo zufällig ein Anlass zur Freude und Dankbarkeit gegeben war. In gleicher Weise geschieht dies bezüglich des Ausdruckes „schlecht", als beispielsweise Marie Heurtin sich bei der Gelegenheit eines Kirchganges dazu hinreissen lässt, die tadellos geplättete Haube ihrer Nachbarin neidvoll zu zerknittern, nachdem sie durch eine zufällig angeregte vergleichende Betastung ihren eigenen Kopfschmuck als weniger schön erkannt hatte. Die kleine Kokette wird für ihr Verbrechen durch das abweisende Zurückstossen von seiten ihrer geliebten Lehrerin nicht nur bestraft, sondern zugleich auch über das Wort „schlecht" aufgeklärt. Ebenso erfährt Helen Keller eine handgreifliche Abweisung von seiten der Miss Sullivan, als sie in zornmütiger Erregtheit einmal ihre schwarze Dienerin gröblich misshandelte. Auch hier wird diese Gelegenheit wahrgenommen, um die für das dabei gezeigte Verhalten eingebürgerten Ausdrucksmittel den Kindern als Schriftbild, als Wortgebärde in die Hand zu zeichnen oder sonstwie durch die Schrift kenntlich zu machen.

Wir sehen also, dass auf diese Weise alle solche Wortbezeichnungen, die für allgemein gültige Begriffe und für gemeingültige Situationen üblich geworden sind, in sinnlichster Fassbarkeit dem Vorstellungsleben der Taubstummblinden eingereiht werden, Bezeichnungen, die wir für gewöhnlich abstrakte nennen.

Was bei alledem nun die Satzbildung und die sprachlichen Gesetze bezüglich der Konstruktion, Deklination usw. anbelangt, so ergaben sich naturgemäss im Anfang bedeutende Schwierigkeiten. Die Taubstummblinden vermögen ja fürs erste mit diesen Bildungen sowie mit den mannigfachen Binde- und Umstandswörtern keine klare Vorstellung zu verknüpfen. Daher kostet es zunächst auch einen langen Kampf, wenn der Versuch gemacht wird, etwa auf didaktischem Wege hierfür Verständnis erwecken zu wollen. Am leichtesten prägt sich der Gebrauch aller dieser sprachlichen Hilfsbezeichnungen und Flexionssilben auf die Weise ein, dass zunächst ganze Sätze eingeübt werden, ohne sich auf jene nebensächlichen Elemente näher einzulassen. Die betreffenden Kinder lernen dann eben alle diese sprachlichen Gebilde in derselben Weise, wie das mit unseren im Vollbesitz ihrer Sinne aufwachsenden Kindern Tag für Tag geschieht: durch den Gebrauch. Durch das lebendige Beispiel und durch die beständige in die Tat umgesetzte Uebung wird auch hier die Bedeutung der sprachlichen Wortveränderungen, der Copula, der Interjektion, der Verhältniswörter, des Artikels u. s. f. dem Gedächtnis einverleibt. Am bezeichnendsten hierfür ist die Einübung und Verarbeitung derartiger

Begriffe und Konstruktionen an dem tatsächlichen Beispiel einer Katze und einer in einer Kiste befindlichen Maus, der sich Helen Keller an der Hand ihrer Lehrerin unterziehen muss; jede der hierbei zur lebendigen Ausführung gelangenden Aktionen der Schülerin selbst, also jede der von dieser hierbei eingenommenen Körperstellungen wird mit dem zugehörigen sprachlichen Vorgange zu einer Einheit verschmolzen, die einzelne Körperhaltung prägt sich sogleich selbst das jeweilig erforderliche Schrift- und Wortbild. Und sehr richtig heisst es bezüglich der Marie Heurtin, dass ihr alle jene Hilfsbezeichnungen durch die Darstellung der entsprechenden „Situationen" verhältnismässig schnell geläufig wurden.

So ist es zu erklären, dass diese Kinder sich in kurzer Zeit schon so gewandt und richtig auszudrücken lernten, wie dies am schönsten in ihren Briefen und schriftlichen Erzählungen zur Erscheinung kommt. Hier tritt uns bald eine so warme Anteilnahme an dem Ergehen nahestehender Personen und eine so frische Selbständigkeit entgegen, dass wir den Wert der Sprache für diese Kinder als eines enormen Förderungsmittels immer von neuem bewundern. Indem diese Kinder immer tiefer in das Verständnis der Beziehungen der Menschen unter sich mit Hilfe der Sprachbezeichnungen einzudringen vermochten, wuchs eben auch ihr Selbstgefühl, das sie immer von neuem in das Leben hineinführte. Der Helen Keller gewann mit dem immer mehr zunehmenden Ausdrucksvermögen „alles eine Fülle von Bedeutung, alles atmete ihr Liebe und Freude".

Der grösste Fortschritt aber musste es sein, als diese Defekten nunmehr dazu gebracht werden konnten, mit der natürlichen Laut- und Artikulationssprache bekannt gemacht zu werden. Dies war bei allen unserer Betrachtung unterliegenden Kindern mit Ausnahme der Laura Bridgman der Fall.

Das hierbei geübte Verfahren bestand darin, dass auch hier zunächst das einzelne Wort in seine Bestandteile zerlegt und der einzelne Laut dem Taubstummblinden dadurch kenntlich gemacht wurde, dass man ihn den Vorgang der Artikulation an dem Kehlkopf des sprechenden Lehrers und an den Lippen desselben abtasten liess. Alsdann musste er selbst auch diesen Vorgang unter sorgsamster Kontrolle des Lehrers wiederholen. Wieder trat hierbei also nichts ins Spiel als der Anteil der Muskeln des Halses, des Kehlkopfes, des Mundes, der Zunge und der Atmung, und nicht anders wurden die hiermit entstehenden Bewegungsbilder der Erinnerung übergeben als durch die Gefühlsempfindungen, die von diesen arbeitenden Muskeln der Hirnrinde zugeführt wurden.

So schlossen sich die einzelnen Vokale und Konsonanten weiterhin zu Worten zusammen, die jedesmal mit dem zugehörigen Schriftbilde wie auch dem zugehörigen Gebärdezeichen in untrennbaren Konnex gebracht wurden. Sprachen diese Kinder vorher gewissermassen mit den Fingern, so taten sie das nunmehr eben mit dem geeigneteren Werkzeuge, dem Sprachorgan.

Auf diese Weise war nun ein neues Verständigungsmittel, und zwar das dem Menschen am meisten eigentümliche, gewonnen!

Nicht immer war bei diesen Taubstummblinden eine völlige Stummheit vorhanden gewesen; vielmehr waren von früher her noch mehr oder weniger gebrauchsfähige Reste übrig geblieben. Hatte doch Hertha Schulz sich in der ersten Zeit ihrer Taubblindheit noch die Fähigkeit zum deutlichen Sprechen bewahrt. Aber das Unvermögen, das Selbstgesprochene zu hören, hatte durch Lahmlegung der zur Aufnahme der Klangbilder bestimmten Hirnpartien die innigen Wechselbeziehungen zwischen Sprachbewegungsbild und Klangbild gelöst, und es war damit das vollständige Verlernen der Sprache die Folge gewesen. Wie gross überhaupt der Wert dieser Wechselbeziehungen ist, ergibt der Umstand, dass die Sprache der Taubstummblinden trotz aller Uebung

stets etwas Unbeholfenes, Charakterloses und Monotones behält, wie dies in gleicher Weise von allen unseren Beobachtungsobjekten berichtet wird.

Je umfassender jetzt die Ausdrucks- und Verständigungsmittel geworden sind, wie sie in der Gebärden- und Zeichensprache, im Fingeralphabet, in der Blindenschrift und zuletzt in der Artikulationssprache gegeben wurden, um so grösser wird die Fähigkeit, sich immer neue Kenntnisse und Qualitäten anzueignen und an den Errungenschaften der kulturellen Bildung teilzunehmen.

Wir hören, wie diese Taubblinden sich zur Genüge im Raume zu orientieren wissen, dass sie über die Zeit ausreichend informiert sind, indem sie durch den geregelten Ablauf der Tageseinteilungen genügende Anhaltspunkte gewinnen, um diese mit den Angaben des mit erhabenen Zahlen versehenen Zifferblattes der Uhr in Einklang zu bringen. Wir sehen ferner diese Schüler an Reliefkarten sich geographische Kenntnisse aneignen und auch die Tatsachen und Daten der Geschichte und Kirchenhistorie in sich aufnehmen. Wir erhalten auch Aufschluss darüber, in welcher Weise ihnen das Rechnen und die mathematischen Fertigkeiten überhaupt beigebracht werden. Gerade dieses letzte Moment muss uns deshalb ja besonders interessieren, weil es sich ja hier um Leistungen handelt, die wir als Funktionen der reinen Intelligenz anzusprechen gewöhnt sind.

Auch hier wird nun nichts weiter ins Spiel gezogen, als der Vorgang von Bewegung und Bewegungsempfindung, der sich durch das Hinzulegen und Wegnehmen von Kugeln und Stäbchen zu der Manipulation des Vor- und Rückwärtszählens und damit der Addition und Subtraktion gestaltet, und der weiterhin durch ein immer mehr summierendes Verfahren zum Manöver des Multiplizierens und Dividierens wird. An den entsprechenden geometrischen und stereometrischen Figuren, Flächen und Stäbchen wird Geometrie und Stereometrie gelehrt. Alles besteht hier demnach in einem genauen Abtasten, einem präzisen Abwägen, einem peinlichen Abmessen von Entfernungen, einem sorgsamen Abschätzen von Kraft — alles in allem in einem möglichst konzentrierten und möglichst exakten Darstellen von Bewegung. Freilich ist das Rechnen und das mathematische Studium nicht die starke Seite unserer Schülerinnen, wenn auch Miss Sullivan gerade auch hier die grosse Fertigkeit Helen Kellers, „konstruktiv“ zu denken, rühmend hervorhebt. Zumeist wird es sich, wie das ja auch bei den Kindern mit normalen Sinnesanlagen geschieht, nur um ein mehr oberflächliches Aneignen von Formeln handeln, wie solche am besten in dem mechanisch einstudierten Einmaleins ein allverbreitetes Besitztum geworden sind.

Wo wir nun diese schulmässige Ausbildung so verhältnismässig leicht in Gang gebracht und ausgestaltet sehen, lassen sich auch die teilweise ausserordentlichen Erfolge der auf religiösem und künstlerischem Gebiete angestellten Bestrebungen nicht so schwer mehr erklären.

Verfolgen wir die hierbei geübte Methode, so finden wir, dass es sich hier allein um die Beibringung von Berichten und Erzählungen handelt, wie sie die biblischen Geschichten und die Heiligenhistorien an die Hand geben. Die beiden Französinnen werden ausserdem in besonderem Masse noch mit den Sätzen der Dogmatik bearbeitet und angelegentlich zu den Zeremonien der Kirche herangezogen, die ihnen selbstverständlich nichts anderes als blosse Bewegungsvorgänge, Situationsbilder, sind. Der Begriff „Gott“ fällt der Hertha Schulz zunächst einzig und allein mit einer Handbewegung nach oben zusammen, und erst allmählich wird einer derartigen Geste ein grösserer Inhalt, natürlich aber auch nur rein menschlich-vergleichender Natur gegeben. Marie Heurtin lernt „Gott“ kennen dadurch, dass man die ganze Folge der klerikalen Hierarchie, nämlich der Schwester, Oberin, Abt, Bischof und Papst noch um den Inhaber einer wieder noch höheren Instanz

vermehrt, den man als unsichtbar und körperlos zu charakterisieren sucht. Und da diese Körperlosigkeit schlechterdings nicht vorgestellt werden kann, wird von dem höchsten Wesen wieder als von einer Persönlichkeit berichtet, die das ausführen könne, was z. B. der Bäcker, der Tischler und der Maurer des Klosters zu Larnay, über deren Tätigkeit Marie Heurtin vorher ganz speziell orientiert wurde, nicht ausführen kann, nämlich die Sonne scheinen lassen, deren erwärmende Strahlen von jener stets mit besonderer Lust und Wonne empfunden wurden. Auf diese Weise, d. h. durch die Uebertragung menschlicher Fähigkeiten, die nur nicht an Zeit und Raum gebunden sein sollen, werden die Attribute des göttlichen Wesens entwickelt, und wird auch bei Helen Keller die Ahnung von einer Unendlichkeit und einer ewigen Fortentwicklungsfähigkeit wachgerufen.

Der Sinn für das künstlerische Empfinden, von welchem Marie Heurtin sowie ganz besonders Helen Keller Zeugnis ablegen, wird bei unseren Schülerinnen in bester Weise gefördert durch die mannigfachen manuellen Tätigkeiten und die körperlichen Exerzitien, denen jene zum Teil in systematischer Weise unterzogen werden. Wir erfahren von der Erlernung von allerlei Handarbeiten, die zumeist mit ganz besonderer Akkuratesse hergestellt werden, und ebenso wird uns berichtet, dass diese Mädchen ihrem eigenen Körper und ihrer Bekleidung in der Regel eine sehr sorgfältige Pflege zuteil werden lassen; Hertha Schulz stellt sich in dieser Beziehung als ein Muster ästhetischer Sorgfalt dar. Körperliches Geschick wird aber in erster Linie bei Helen Keller zur Durchbildung gebracht, von welcher uns mit grösster Wärme erzählt wird, wie sie sich auf das zwangloseste in Flur und Feld tummelt, wie sie reitet, radelt, schwimmt und rudert und wie sie mit besonderem Vergnügen grössere Exkursionen und Eisenbahnfahrten unternimmt.

Diese mehr alltäglichen Arbeiten und Uebungen, welche den Sinn dieser Mädchen und Jungfrauen fesseln und ordnen, führen sie auch dahin, die Schönheit der Formen zu erkennen und die Gesetze der Aesthetik zu erfassen. So wird uns von Marie Heurtin berichtet, dass sie bei dem Befühlen kunstvoll angefertigter Gegenstände und Figuren eine ausgesprochene Empfindung reiner Freude hatte und dass sie mit ihren „hellseherischen" Fingern das Schöne als solches empfand und lieb gewann. Helen Kellers Empfinden aber wurden die Erzeugnisse der vollendeten Kunst in überreichem Masse zugänglich, wie sie ja ihre Lustgefühle, die sie bei dem Betasten einer antiken Statue mit ihren gesetzmässigen Formen und Umrissen überkommen, mit fast überschwänglichen Worten schildert.

Was nach allen diesen Darstellungen in den unserer Beobachtung unterliegenden Taubstummblinden geweckt, in geordnete Bahnen geleitet und zu mannigfachem Gebrauch erzogen wurde, ist nur immer wieder der Bewegungssinn gewesen. Und was hierbei noch ausserdem als ein besonderer Gewinn zutage tritt, das ist das Gleichmass der Gefühle, der harmonische Ablauf der Empfindungen, wie sich dies in dem fröhlichen, wohlgesitteten und sanften Wesen und Benehmen der Kinder zu erkennen gibt und wie dies in so auffälligem Kontrast zu ihrem vordem so ungebärdigen Verhalten steht. Die ganze Summe der dem Menschen von vornherein eigenen Bewegungsimpulse, die anfangs bei dem Mangel aller kontrollierenden Sinnesfunktionen sich in diesen Kindern planlos wie in einem engumschlossenen Gehäuse drängten und stiessen, wurden nach und nach auf wohl vorbereitete Geleise geleitet, sie fanden Halt und erhielten Ziel und konnten in ruhigem Laufe sich erschöpfen. Mit dem glatten, gesetzmässigen Flusse aller Vorstellungen schwanden alle wie wirre Störungen einsetzenden Disharmonien der Empfindungen, die plötzlich aufstossenden Unlustgefühle und das tumultuarische Abwehren der eindringenden Hemmungen und Störungen. Immer wieder wird uns berichtet, wie willig und weich, wie dankbar

und zufrieden diese Mädchen dahinleben und mit welchem Optimismus sie ihr Dasein auffassen. Freilich sind diese Defekten in ihrem Denken und Empfinden auch deshalb so wenig von Skrupeln und Zweifeln berührt, da ihnen ja grundsätzlich nur einheitliche, in sich selbst beruhende Vorstellungen beigebracht sind, die ihnen als absolute Wahrheit imponieren und ihnen in der Regel als felsenfeste Ueberzeugungen in Fleisch und Blut überzugehen pflegen.

Dass neben diesen Leistungen des Bewegungssinnes die noch etwa vorhandenen Reste des Gesichts und Gehörs, seien sie auch noch so rudimentär, für die Bildung von Vorstellungen in dieser oder jener Weise hineinspielen, muss natürlich zugegeben werden, und ebenso ist der Umstand zu berücksichtigen, dass die bereits einmal vorhanden gewesenen Fähigkeiten zu sehen und zu hören die Vorstellungsbildung immerhin bis zu einem gewissen Grade beeinflussen mussten, da diese Kinder sich doch eine Erinnerung an Licht, Farbe, Laut und Schall zu bewahren vermocht hatten. Aber es erscheint doch fraglich, ob der Wert dieser Residuen in der Tat ein wesentlicher zu nennen ist und ob diese kümmerlichen Ueberreste nicht auch irritierend und ablenkend wirken konnten.

Was die noch vorhandenen Sinne, Geschmack und Geruch, anbelangt, so spielen diese bei den taubblinden Individuen, wie leicht erklärlich, eine bedeutend grössere Rolle, als es sonst der Fall ist. Wenn dieselben auch nicht eine besondere Schärfe und Feinheit zu erreichen brauchten, so werden sie doch viel mehr zur Orientierung herangezogen, als es bei den gewöhnlichen Sterblichen geschieht. Aus dem Geruch frischer Erdfeuchtigkeit schliesst Helen Keller bereits auf den Fall der ersten Regentropfen, auch wenn diese ihrer Umgebung für Sehen und Hören, vom Riechen ganz zu schweigen, noch völlig unbemerkt geblieben sind, und Marie Heurtin wittert mit ihrem Geruchsvermögen sogar ihr bekannte Personen aus einer grösseren Umgebung heraus, wie in ähnlicher Weise Hertha Schulz sich in ihrer Neigung zu Personen von dem ihr mehr oder weniger sympathischen Geruch derselben leiten lässt.

Was lehren uns nun also nach dieser Betrachtung diese Taubstummblinden in ihrem Werdegange über die Denkgesetze, denen wir alle unterworfen sind?

Sie lehren uns, dass wir allesamt rein körperlich empfinden und Vorstellungen bilden; dass wir durch die Pforten unserer Sinnesorgane Eindrücken und Aeusserungen der Aussenwelt Zugang verschaffen und dass wir alle diese Wahrnehmungen vor allem anderen zu verarbeiten haben mit unserem Muskel-, unserem Bewegungssinn. Man schliesse nur selbst einmal für einige Zeit die Augen und halte einmal jegliches Geräusch von sich fern, man überlasse sich damit nur der eigenen innigen Selbstbeobachtung: Mit Staunen und mit einem merkwürdig wohligen Gefühl zugleich wird man sich der eigenen Empfindungen bewusst werden, die unaufhörlich im Körper walten und unser „Ich“, unser „Selbst“ erzeugen. Ohne weiteres wird man erfahren, wie man unwillkürlich diese Gefühlsvorgänge verstärkt, indem man leise Bewegungen in diesem oder jenem Gelenke ausführt. Und wenn man nun seine Gedanken schweifen lässt, so wird man nicht nur innerlich empfinden, sondern äusserlich auch schon sehen können, wie bei dieser Vorstellung dieser Muskelkomplex ins Spiel gezogen wird, und wie bei jener wieder eine neue Gruppe, sei es die der Augen, die des Nackens oder der Gliedmassen in eine bestimmte Aktion gerät, sei diese nach aussen hin auch noch so undeutlich erkennbar.

Die jeder Vorstellung zugrunde liegende äussere Situation wiederholen wir bei unserem Denken in unserer körperlichen Stellung und Lage, sei es auch nur durch eine leichte Innervation der Muskulatur. Wir können nicht an einen Zeigefinger denken, ohne den unsrigen zu-

gleich auch, und sei es noch so minimal, zu bewegen. Zumeist denken wir nun aber in Bildern, d. h. wir rekonstruieren uns durch unsere Augenbewegungen die Formen und Geschehnisse, die wir in unserem Leben schon einmal geschaut und mit unseren Blicken verfolgt haben. Daher bezeichnen wir auch unsere Vorstellungen in der Regel als Anschauungen, als Bilder, Erscheinungen, als εἶδος, als Idee; denn auch alle unsere „Ideen", so allgemein und umfassend dieselben auch gehalten sein mögen, sind immer und immer nur an körperliche Verrichtungen geknüpft, und selbst unsere für gewöhnlich so diffizil und mit so unsäglichem Respekt angesehenen Abstrakta bleiben uns noch immer etwas direkt „Begreifbares" und Reales, sie bleiben uns nur immer wieder Rekonstruktionen der Tätigkeit unseres Muskelsinnes, der uns der Sinn aller Sinne, der „Sinn" an sich ist.

Nun öffne man wieder die Augen und löse den Verschluss vom Ohr und versuche ohne diesen Bewegungssinn zu denken: Man überlasse sich nur dem Hinhören auf einen gleichmässigen monotonen Laut oder dem Hinstarren auf einen einzigen Punkt, regungslos, ohne auch nur die leiseste Bewegung zu machen — in Kürze wird es mit uns und unserem Sinnen und Denken dahin sein, wir werden in hypnotischen Schlaf versinken.

Aber indem wir nun Vorstellungen gebildet haben und mit unserem Bewegungssinn arbeiteten, haben wir noch etwas Besonderes getan: Wir haben gesprochen. Nicht laut, wie das zwar manchen Leuten wider Willen beim Denken geschieht, sondern nur in der Form einer latenten Innervation der Sprachmuskeln, in der Form der „inneren" Sprache. Wir haben jede unserer Vorstellungen mit Worten begleitet und damit besonders charakterisiert.

Haben wir nun hiermit tatsächlich eine besonders auffallende, nur schwer ergründliche, rätselhafte Handlung vollbracht?

Das Beispiel des Taubstummblinden beweist uns das klare Gegenteil. Es beweist uns, dass alle sprachlichen Vorgänge nichts anderes sind als Bewegungsvorgänge, die in irgend einer Weise zur Bezeichnung eines Gegenstandes, einer Eigenschaft, einer Tätigkeit zu dienen haben. Die Gebärden- und Zeichensprache war das erste dieser Hilfsmittel, um das, was man bereits einmal durchlebt und als Bewegungsempfindung festgelegt hatte, wieder nach aussen kund zu tun. Sie ist uns ja auch immer noch das natürlichste und am meisten charakteristische Ausdrucksmittel geblieben. Dadurch, dass wir nun an Stelle unseres gesamten Körpers oder an Stelle der so beweglichen Hand den Sprachapparat setzen, mittels dessen wir uns auch ungesehen durch die Schwingungen der Stimmbänder vernehmlich machen können, haben wir uns ein Werkzeug geschaffen, das uns zu einem enorm leichten Verständigungsmittel werden konnte.

Auch mit diesem Apparate imitieren wir auf muskulärem Wege die äusseren Geschehnisse und Erscheinungen; denn tatsächlich wiederholen wir, ähnlich wie in der Gestikulationssprache, in unseren stimmlichen Ausdrücken die Vorgänge der Aussenwelt: Wir donnern selbst in unserem Kehlkopf, wir blitzen, wir rollen, wir schillern und krachen. Auch dann, wenn uns nicht die Imitation von Lichterscheinungen oder von Schallwirkungen aufgegeben ist, repetieren wir doch immer wieder all die wechselnden Begebenheiten in unserem Sprechen, indem wir hoch oder niedrig, langsam oder schnell, laut oder leise, hastig oder geordnet sprechen; und schliesslich verwenden wir in unserer Sprache beständig solche Formeln, Redewendungen und Phrasen, die immer nur wieder ein Machen, ein Geschehen und irgend eine Bewegungsart zur Grundlage haben. Jeder Satz dieser unserer Betrachtungen selbst legt hierfür Zeugnis ab. Und so sind auch alle unsere Bezeichnungen für die Einzelheiten unserer Denkvorgänge selbst solche der Bewegung. Wir „stellen uns vor", „legen zugrunde", „verstehen", „begreifen", und wenn wir „denken", so ge-

schieht das im Sinne des coagitare, d. h. wir bringen durch Bewegung etwas in vergleichenden Zusammenhang. Die eingehende Selbstbeobachtung wird uns auch hier den besten Aufschluss über den im letzten Grunde so simpelen Vorgang des Sprechens geben und wird dazu dienen können, uns frei zu machen von allen den Voreingenommenheiten, welche die Sprache des Menschen umgeben und zu einem fast mystischen Ereignis machen. Zum Exempel vergegenwärtige man sich selbst einmal den Vorgang, wenn man sich die Vokabeln und Phrasen einer fremden Sprache als unausrottbarer Besitz zu eigen machen und sich hierbei nicht bloss auf das flüchtige Klangbild verlassen will.

Dass wir den im Grunde so einfachen Vorgang des Sprechens so übermässig hoch einzuschätzen pflegen, hat seinen letzten Grund darin, dass wir uns allzusehr an das Fertige, das Gewordene halten und uns die Entwicklung einer Sache nur schwer vor Augen führen. Dadurch, dass uns die Anlage der Sprache in besonderen Hirnbezirken als ein in vielen Millionen von Jahren errungener Besitz in die Wiege gelegt ist, eine Anlage, die sich wie im Spiel ausgestaltet und in eine schnell gesteigerte Gebrauchsfähigkeit übergeführt wird, erscheint uns die Sprache wie eine ebenso selbstverständliche, wie kaum zu ergründende Gabe. Und deshalb weiter erscheint uns die Sprache so selbstverständlich, weil wir unseren Sprachapparat so intensiv, andauernd und lückenlos zur Bildung unserer Vorstellungen heranziehen, dass Denken und Sprechen in eins zusammenfällt. So kommt es ja auch, dass wir ja schliesslich uns selbst mit diesen unseren Sprechbewegungen und Sprachempfindungen identifizieren, dann nämlich, wenn wir unser „Wort" geben, wenn wir also mit einem sprachlichen Vorgange uns selbst zum Pfande setzen. Die Sprachempfindungen werfen sich hier — pars pro toto — zum Vertreter aller Körperlichkeitsempfindungen auf.

Und wie das gesprochene und gehörte Wort uns so leicht als eine ganz aussergewöhnliche Erscheinung menschlicher Leistung anmuten konnte, so musste in vielleicht noch höherem Grade uns das geschriebene und gelesene Wort, das uns wie mit einem Zauber die Gedanken tausendjähriger Vergangenheiten offenbaren kann, als ein schier exorbitantes Ergebnis imponieren. Und doch wird auch hier eine kleine Ueberlegung diese menschliche Fertigkeit als unschwer erklärbar ergeben. Das Beispiel unserer Taubstummblinden kann uns hierbei am besten leiten. Diesen mussten ja die Worte unserer Sprache zugänglich gemacht werden durch die Uebermittlung des geschriebenen, gestochenen und gedruckten Wortes, und dies konnte nur geschehen dadurch, dass die mit jeder Vorstellung einhergehende Bewegungs- und Situationsempfindung in unlösbarer Weise mit der zugehörigen Schreibleseempfindung vergesellschaftet wurde.

Dass diese Schreibempfindungen nunmehr bald diese bald jene Gestalt annehmen konnten, wie das in der Druck-, Kursiv-, Blinden- und Telegraphenschrift geschah, hat gewiss nichts Auffälliges mehr. Wie mannigfach diese Wege sind, lehrt das von einem Brüsseler Taubstummblinden angewandte Verfahren, das darin bestand, dass er sämtliche Buchstaben des Alphabets auf einem über die Hand gezogenen Handschuh befestigt hatte und nun durch Betupfen der einzelnen Buchstaben sich die verschiedenen Worte zusammenstellen liess.

Die Hand ist dem Taubstummblinden das Einundalles. Die Tastbewegungen der Hand stellen ihm die Ueberleitung dar zwischen allem, was ausser ihm geschieht und was er sich als Vorstellungsinhalt erwirbt; die Hand ist ihm auch wieder das zuverlässigste Verständigungsmittel und damit das eigentliche Sprachorgan, da die ihm beigebrachte Artikulationssprache selbst im besten Falle ein nur mangelhafter Notbehelf bleibt.

Daher stammt auch die so enorm hohe Bewertung, die unsere sinnesdefekten Geschöpfe ihrer Hand zuerkennen, daher auch die fast

innige Liebe der Helen Keller zu solchen Händen anderer, welche sich durch ihre besondere Ausdrucksfähigkeit hervortun, und so nur werden wir erst recht hinter den Sinn ihrer Worte kommen, wenn sie uns schildert, wie „ihre Gedanken, bevor sie sprechen lernte, gegen ihre Fingerspitzen schlugen, wie kleine Vögel, die nach Freiheit strebten." Es lehrt uns dies aber auch den Ausspruch Diderots verstehen, der sich bekanntlich mit ganz besonderer Hingabe der Erforschung der mit Sinnesmängeln behafteten Individuen widmete, wenn er sagt: „Ein Blinder, der sich auf das Philosophieren legen würde, müsste den Sitz der Seele in den Fingerspitzen suchen."

Hier nun stossen wir zum ersten Male bei unseren Ausführungen auf den Ausdruck „Seele", den wir, ebenso wie das Wort „Geist", bisher ganz aus dem Spiele lassen konnten.

In der Tat auch erübrigen sich, um zu einer Erkenntnis des menschlichen Vorstellungslebens zu gelangen, diese beiden Begriffe vollständig. Sie können vielmehr direkt irreführend wirken, da wir mit ihnen nur allzugern noch eine Summe von unklaren Ideen und den Glauben an eine aussergewöhnliche Kraft verbinden, die wie ein luftiges oder ätherisches Gebilde in unserem Körper Platz genommen habe, und die bei unserem Tode den Leib etwa wie ein Hauch verlasse.

Wir müssen es uns vor Augen halten, dass auch diese beiden Worte zunächst nichts anderes sind als Schall und Laut, als eine Aeusserung, welche die Gesamtheit unserer Empfindungsvorgänge, unser bewusstes Innenleben, versinnbildlichen soll.

Dass zu diesen nicht die Bewegungsempfindungen allein gehören, die uns zum Zustandekommen unseres Selbstbewusstseins verhelfen, hatten wir bereits zum Beginn unserer Ausführungen hervorgehoben, als wir von unseren Organ- und Gemeingefühlen sprachen. Die Rolle, welche diese in unserem Vorstellungsleben spielen, ist nun auch von grösster Bedeutung.

Alle unsere Vorstellungen sind auf das verschiedenartigste charakterisiert, als solche der Lust und der Unlust, der Freude und des Leids, der Hoffnung und Verzagtheit, des Mutes und der Furcht, der Liebe und des Hasses. Für diese mannigfachen Empfindungsqualitäten sind die angeführten Organgefühle massgebend, wie wir uns das am besten an einem markanten Beispiele, dem des Schreckes, klar machen können.

Gehen wir etwa, still unseren Gedanken nachhängend, des Weges daher, und plötzlich taucht eine fremde Gestalt mit lautem Anruf vor uns auf, so ist wie mit einem Schlage unser Vorstellungsleben abgebrochen. Die Knie wanken, die Hände zittern, ein fast schmerzendes Schaudern überrieselt die Haut, die Sprachwerkzeuge erstarren, die Augen stieren ins Leere — und dabei gerät nun auch das Herz in ein unregelmässiges und ungestümes Schlagen, die Atmung ins Stocken.

Wir sehen also, dass sämtliche zu unserem Denken herangezogenen Bewegungsfunktionen blitzartig aufgehalten worden sind, da sie ja die so plötzlich auftauchende neue Erscheinung nicht in den ruhigen Fluss des Vorstellens, Erinnerns und Wollens, dem sie soeben überlassen waren, aufnehmen können. Damit geraten sie in völlige Verwirrung. Sodann wird mit dieser Störung und dieser Hemmung der Bewegungsvorgänge auch in unmittelbarer Folge ein äusserst starker Einfluss auf unser Herz und das gesamte Blutgefässsystem, sowie auf die Apparate der Atmung, nicht zum wenigsten dabei auf das Zwerchfell, ausgeübt.

Es zeigen sich hier also ganz innige Wechselbeziehungen zwischen den Vorgängen in unserem ganzen Muskelsystem und den Organen des Blutkreislaufs und der Atmung, und diese bestehen in irgend einer Weise auch immer dann, wo es sich nicht um so augenfällige Alterationen unseres ganzen Empfindungslebens, wie beim Schreck, sondern um weniger erregende Vorgänge handelt.

Die Gesamtheit dieser Wechselbeziehungen nun nennen wir unser Inneres, unseren Geist, unser Gemüt, unsere Seele.

Immer also handelt es sich um Empfindungsvorgänge, welche abhängig sind von unserer leiblichen Anlage und unserer körperlichen Organisation, und keineswegs kommt ein unerkannter Sinn oder eine unkörperliche Beeinflussung in Frage, .um das zu erbringen, was wir unser geistiges und seelisches Leben nennen.

Dass diese Erkenntnis uns so schwer gefallen ist und auch durchaus noch nicht allerseits auf Entgegenkommen rechnen kann, auch das hat ausschliesslich seinen Grund darin, dass wir unser ganzes Empfindungsvermögen als etwas Selbstverständliches und a priori Gegebenes hinnehmen, ähnlich wie das bezüglich unserer sprachlichen Empfindungsvorgänge im speziellen der Fall war.

Unsere ganze Entwicklung ist von allererster Kindheit an eine ganz allmähliche gewesen, und unser Vorstellungsinhalt beruht auf der Aneignung von Erfahrungen und Kenntnissen, die sich sämtlich in gleichmässigem Fluss angesammelt haben, ohne dass wir im Moment ihrer Besitzergreifung einen merklichen Unterschied in unserem inneren Empfinden verspürten. Ein derartiges Bewusstwerden neuer Fertigkeiten, wie dieses bei unseren Taubstummblinden z. B. dann der Fall war, wenn sie sich plötzlich des Zusammenhanges zwischen Wortbild und äusserem Geschehen bewusst wurden, ist uns für gewöhnlich unbekannt. Wir können uns solche Bewegungsempfindungen allenfalls vergegenwärtigen, wenn wir uns etwa an ein zurückliegendes, halbvergessenes Ereignis erinnern wollen, d. h. wenn wir uns alle Einzelheiten desselben rückläufig in allen Situations- und Bewegungsphasen veranschaulichen; alsdann spüren wir die grundlegenden Muskelempfindungen deutlich in unseren Muskeln und oft genug vornehmlich in denen der Zunge, da wir ja auch die dem gesuchten Situationsbilde zugehörigen Worte zu bilden versuchen: das entsprechende Wort „liegt uns auf der Zunge". Und ähnlich ergeht es uns wohl auch bei dem Erwarten eines Geschehnisses, wo es sich uns „in allen Fibern und Fasern regt."

Diese Schwierigkeit, das Wesen der Empfindungsvorgänge zu erfassen und mit voller Frische aufzunehmen, hindert uns nun, uns selbst als ein Produkt, als ein Glied der ganzen Entwicklungsreihe zu fühlen und völlig zu verstehen, welche der Mensch seit Urbeginn durchlaufen hat.

Alle unsere wissenschaftlichen Erfahrungen lehren uns die Einheit der Substanz, die Einheit aller Lebensvorgänge und die Entwicklung aller Lebewesen aus den allerkleinsten Anfängen heraus zu immer komplizierteren Organismen. Wir sind gezwungen, den Menschen als ein Geschöpf anzusehen, welches das Endglied einer Kette darstellt, deren Einzelglieder in immer weiter zurückliegenden Zeiten immer einfachere Gestaltungen darstellen und deren erste Anfänge sich in nichts von dem Infusionstierchen und schliesslich der einfachen Zelle unterscheiden. Wir haben ferner von Haeckel auch gelernt, dass der Mensch sich in seiner Einzelentwicklung jedesmal wieder in dieser ganzen Entwicklungsreihe wiederholt in zwar mehr summarischer, aber doch seinem embryonalen Wachstum nach unverkennbarer Weise.

Hieraus geht hervor, dass auch unser Empfindungsleben gleichen Schritt gehalten haben muss mit dieser ganzen, vielleicht Millionen Jahrhunderte umfassenden Entwicklung. Der Grund zu unserer Selbstempfindung war schon in der Zelle gelegt, und diese Empfindung ist in demselben Masse reicher, mannigfaltiger und komplizierter geworden, als sich die verschiedenen Zellgruppierungen hinsichtlich der Verschiedenheit ihrer Arbeitsleistungen für Ernährung, Bewegung und Fortpflanzung zu immer neuem Ausbau weitergestalteten.

Wir haben demzufolge den Vorgang der Empfindung schon in der Zelle selbst zu suchen, wie wir eine Empfindung auch schon bei

den einzelligen, aus tierischem Eiweiss bestehenden Organismen bei ihrem Verhalten auf Druck und Stoss in der Form von Flucht- oder Abwehrbewegungen zu Gesicht bekommen. Diese Empfindungs- und Bewegungsvorgänge fallen hier schliesslich in eins zusammen mit den Bewegungen der Moleküle und Atome, über deren Chemie sich ein immer grösseres Licht verbreitet. Erscheint uns die Zelle doch jetzt als ein Riesengebilde, in welchem die Verbindungen des Kohlenstoffes die lebendigste Wirksamkeit entfalten. Und wieder sehen wir hier im letzten Grunde nichts weiter erwiesen, als dass die Grundlage alles Lebens die Bewegung ist, die im Kohlenstoff, als dem variabelsten Element, ihren hauptsächlichsten Träger findet.

Hier liegen die ersten Anfänge unseres eigenen Empfindungslebens, ohne dass wir uns freilich auch nur die allerdumpfeste Vorstellung solch primitiven Empfindens machen könnten.

In dieser schier endlosen Entwicklung haben wir die Körperlichkeit immer als abhängig von der Umgebung anzusehen, die ihrerseits ja auch nach den einzelnen Entwicklungsphasen der Erde selbst wechselt. So schufen sich in dem tierischen Körper wie in einem Gemeinstaat nach dem Prinzip der Arbeitsteilung immer durchgebildetere organische Systeme. Die den äusseren Anreizen konform gestalteten Gewebselemente wurden zu besonderen Apparaten, welche u. a. auch die von aussen kommenden Wellenbewegungen, welcher Art immer diese waren, aufzunehmen und bis zu einem gewissen Grade zurückzuhalten hatten. So entstand das Nervensystem mit seinem vielgestaltigen Ausbau.

Immer war in dieser Entwicklungsreihe das einzelne Glied der Erbe der Beanlagungen, die schon seine Eltern und Voreltern erworben hatten. Diese Anlagen galt es nun stets den äusseren Einwirkungen entsprechend weiterzubilden; und da diese äusseren Erscheinungen in ihrem unaufhörlichen Wechsel stets wie neue Anreize auf die gestaltungsfähige Materie wirkten, musste diese sich immer neue Bewegungselemente schaffen.

Somit haben wir als Endglied dieser Kette in unserer gesamten nervösen Anlage die Fähigkeit ererbt, die Bewegungsvorgänge der Aussenwelt in uns aufzunehmen, sei es nun in der Form der Schallwellen, der Schwingungen des Lichtes oder der direkten Berührung; und es ist im Grunde nur eine Fortsetzung und eine Wiederspiegelung der äusseren Bewegungen, wenn wir die unser Vorstellen ausmachenden Situations- und Kraftempfindungen zu neuem Leben erwecken. Τὰ πάντα χωρεῖ — alles ist Bewegung. Auch wir selbst sind jeden Augenblick gebrauchsfertig für die Aneignung neuer Bildungen; wir müssen selbst in dem allgemeinen Wirken aufgehen und das erschöpfendste Hochgefühl unserer selbst ist im Schaffen begründet. Und so ist ja schliesslich auch das höchste und ureigenste unmittelbare Selbstgefühl des Menschen dasjenige, das ihn ergreift, wenn er den Grund zur Fortpflanzung seiner selbst legt, wenn er beim geschlechtlichen Paroxysmus unter dem Aufruhr aller seiner Bewegungselemente den Keim zu neuem Leben legt.

Alles Produzieren, Gestalten und Vollbringen ist demnach mit dem glatten Vollgefühl unserer selbst von Lustgefühl begleitet. Der Zustand, in welchem wir voller Anspannung unserer muskulösen Elemente den Hergang eines Geschehens und Werdens verfolgen, der Zustand, den wir Aufmerksamkeit nennen, ist demnach immer schon lustbringend; und in noch höherem Grade ist die Verfassung, in welcher wir nach der Vollendung eines Planes hinstreben, die Verfassung, welche wir als einen Willensvorgang bezeichnen, mit einem Lustgefühl verknüpft. „Das Glück des Mannes heisst: Ich will.“

Diesen Zustand finden wir nun gemeiniglich bei unseren Taubstummblinden in teilweise überraschend starkem Masse wieder.

Ihnen waren nur die Tastbewegungsempfindungen zur Ausbildung

verblieben, und die grossen Erfolge derselben beruhen auf den beständigen inneren Bewegungsantrieben, von denen uns die Lehrer derselben so angelegentlich berichten. Es war keine schlummernde mystische Kraft, die in ihnen aufgedeckt und ans Tageslicht gezogen werden musste, und es ist wie eine undankbare Verblendung, wenn die Lehrer der Marthe Obrecht uns sagen, dass man sich bei ihr mit der Zuhilfenahme der Tastempfindungen einen Weg habe bereiten müssen zu der Seele der Unglücklichen hin, ähnlich wie der Forstmann einen Durchhieb zu einer Waldlichtung hin anlegt. Nicht waren hier die Tastbewegungen etwa das umständliche und schwerfällige Hindernis des „Fleisches", das sich der Auffindung der „Seele" entgegenstellte; die zur Ausbildung herangezogenen Vorgänge des Muskelsinnes selbst waren vielmehr zu gleicher Zeit schon die Betätigungen der „Seele", nach welcher man suchte. Wie anders muten uns dagegen die Ausführungen Helen Kellers und ihrer grossgearteten Lehrerin Mrs. Sullivan an, in denen sie uns ihre Anschauungen über Leben, Geist und Seele entwickeln!

Erscheint es nun aber vielleicht nicht niederdrückend, allen Glauben an Geist und Seele dahingeben zu sollen, das Wesen des Menschen in den Vorgängen seiner vergänglichen Körperlichkeit aufsuchen zu müssen und sein Leben in den Wechselwirkungen zwischen äusseren Geschehen und den Entwicklungen einer zufällig überkommenen Anlage sich erschöpfen zu sehen? Wo bleibt die Hoffnung auf ein Leben nach dem Tode, wo der Glaube an ein göttliches Wesen? Was sagen uns unsere Grössten über das menschliche Sein, unsere Weisen, unsere Schriftsteller, Künstler und Dichter hierüber, über das Vergängliche und Unvergängliche, über Gut und Böse? Werden sich unsere bisher entwickelten Ergebnisse decken mit dem, was diese uns Tröstliches und Bleibendes sagen?

Mit gutem Gewissen können wir dies bejahen.

Unsere ganze Entwicklung beruht, wie wir sahen, auf einer immer weiteren Ausgestaltung der überkommenen Anlagen. Sie bewegte sich immer in der Richtung des Erhaltens, des Neuerwerbens, des Schaffens, des Positiven. Demgemäss war unsere Selbstempfindung eine wohlige, demgemäss unser Streben, unser Wollen mit Lustgefühlen verbunden.

Der naturwissenschaftlich Gebildete wird in der Erkenntnis, ein so reifes Glied in der unendlichen Kette des Werdens und der Entwicklung zu sein, ein volles Genügen empfinden. Und dadurch, dass er sich weiter mit allen seinen Lebensäusserungen eins fühlen kann mit der ganzen Unendlichkeit, dass er in seiner Substanz sowohl wie auch in jeder seiner Betätigungen, seien diese selbst nicht grösser als eine einzige Ausatmung, nach den Gesetzen der Erhaltung der Kraft und Bewegung, unvergänglich ist, wird er ein unsäglich befriedigendes Gefühl seiner selbst erlangen. Die letzte Klarheit über sich selbst wird ihm darin beruhen, dass er sich als einen Teil empfindet der ewigen Substanz und des an die Substanz gebundenen ewigen Empfindens. Die Gesetze des Empfindens aber wird er ebenso wie die Gesetze der Bewegung und der Kraft in seinen Forschungen aufdecken, so dass ihm über das „Wie" des Empfindens nichts mehr dunkel sein wird; vermögen wir doch jetzt schon die Schnelligkeit der Empfindungswellen in unseren Nerven experimentell zu messen.

Ewig unerkannt aber wird ihm die Tatsache des Empfindens selbst bleiben; nie wird er die Frage beantworten können, wie es komme, dass wir überhaupt empfinden. Denn hierzu müssten wir die Entstehung des Empfindens und aller Bewegung erkennen; wir müssten hierzu uns ausser uns selbst stellen, ausser uns selbst und ausserhalb der Reihe des unendlichen Empfindens. Wir, ein unendlich winziger Teil des unbegrenzten Alls, müssten also grösser als dieses unendliche Ganze sein.

Hier sind die Grenzen menschlichen Erkennens gegeben; hier

verbleibt dem denkenden Forscher mit seinem Bewegungstriebe nur noch das Gefühl des Ahnens und Sehnens, welches mit der Empfindung, sich unlöslich eins fühlen zu können mit dem Ganzen, die heiterste Zufriedenheit über ihn ausgiesst. Für ihn hat der Tod damit keine Schrecken; der Gedanke an denselben „weist ihn vielmehr ins Leben zurück und lehret ihn handeln". Er als der selbstbewusste Träger des Gedankens des Werdens und der Erhaltung und Entwicklung wird im Schaffen und Produzieren sein Ziel und seine Aufgabe erkennen, und er wird, den ewigen Naturgesetzen nachgehend, alle Kräfte der Welt zu entwickeln und auszunutzen versuchen, sich und seinesgleichen zum Gewinn. Denn in dem andern empfindet er ja sich immer selbst wieder, mit ihm fühlt, mit ihm leidet er, und in seinem Gedeihen findet er sein eigenes Genügen, sein eigenes Glück. Gerade in dem zu deutlicher Erkenntnis gelangenden Gefühle des eigenen Ich bekunden sich ihm zugleich die altruistischen Gefühle, die Strebungen zum Wahren, Guten und Schönen. Wie ein Seherwort wird ihm stets der Satz Goethes voranleuchten:

„Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfang' dich mit der Liebe holden Schranken;
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestige mit dauernden Gedanken."

In diesem ganzen Empfindungsgange berührt sich der naturwissenschaftlich Gebildete eng mit der Anschauung des Frommen. Auch dieser sieht sich einem ewigen Werden gegenüber, einer ewigen Erhaltung und Entwicklung von Kräften. Je weniger aber der Gläubige sich dieser Entwicklung klar wird, je weniger er in den natürlichen und sachlichen Gang aller Erscheinungen einzudringen vermag, indem ihn der Mangel naturwissenschaftlicher Erkenntnis hieran hindert, um so eher wird er das Unerklärliche aus sich selbst heraus, auf Grund seines ganzen persönlichen Empfindens sich vorzustellen suchen. So schafft er sich die Religion nach seinem eigenen Bilde, und diesem seinen Bilde legt er die Eigenschaften des unendlichen Schaffens und unendlichen Daseins bei. So fühlt er sich als Kind des lebendigen, ewigen, starken Gottes, der ihm die Gesetze der Entwicklung und des wechselseitigen Förderns und Nützens als die göttlichen Gebote und als die Forderungen der christlichen Liebe in das Gewissen gepflanzt hat. Auch er fühlt sich ewig und unvergänglich, und seinem ganzen persönlichen Empfinden nach hofft er auf ein ewiges Leben in der Gestalt des ewigen jugendlichen Werdens, in der Vollkommenheit des verklärten Kindes, des Engels. Wie abhängig aber auch hier der Gläubige in seinem Muskel- und Bewegungssinn bleibt, das bezeugen seine Hoffnungen, dass er in seinem eigenen „Fleische" auferstehen und in seinem Fleische die ewige Herrlichkeit schauen werde.

Demnach ist alles, was zur Erkenntnis unserer selbst bis auf den heutigen Tag geleistet ist, das Resultat der Arbeit unseres Bewegungssinnes. Ohne uns dieser Tatsachen klar bewusst zu werden, wenden wir diese Ergebnisse auch in der Erziehung und Bildung der Jugend an. Wir benutzen im Grunde ganz analog den Methoden, denen die taubstummblinden Kinder unterzogen wurden, mehr und mehr solche Unterrichtsarten, die dem Kinde Fertigkeiten und Kenntnisse möglichst „einfleischen", wir greifen in immer ausgedehnterem Masse zu den Mitteln der Anschauung, lehren an Beispielen und fördern systematisch die körperliche Geschicklichkeit und Kraft, wie wir ja auch neuerdings der manuellen Ausbildung einen immer breiteren Platz einräumen. Und gerade von den schwachsinnigen Kindern wissen wir, dass bei ihnen der Ausgangspunkt aller Begriffsbildung die Arbeit der Hand und das Messen sein muss. Dieses Vermögen, messen zu können und die Wirkung der Naturkräfte in Gesetzen niederzulegen, war ja auch das Ziel der Mathematik, derjenigen Wissenschaft also, die

uns alle unsere exakten Kenntnisse über uns und die uns umgebenden Naturerscheinungen vermittelt hat.

Und so nun werden wir es auch leicht verstehen, wie der Wahrheits- und Empfindungsfanatiker Nietzsche den Begriff „Mensch" herleitet von dem Begriffe des „Messenkönnens"; war ja dieser Künstler der sprachlichen Darstellung von der Bedeutung der inneren Bewegungsvorgänge so erfüllt und begeistert, dass er in den Gesten des Tanzes ein geeigneteres Ausdrucksmittel, als die Sprache es bieten könne, erblickte. Unschwer wird uns nun auch das Wesen der dem Menschen am nächsten stehenden Kunst sich enthüllen, das der Musik, die ja viel weniger ihren Grund in der Klangfarbe der Töne als in der harmonischen Einteilung und Abmessung von Ruhe und Arbeit, von Ab- und Anschwellen der Kraft in allen Bewegungsapparaten, vornehmlich aber dem der Sprache, hat. „Im Anfang war der Rhythmus."

Und der bildende Künstler?

Man vergegenwärtige sich die Gestalten von Klingers Bethoven und Rodins penseur. Mit aller ihnen innewohnenden Stärke der Gefühlsvorgänge haben diese Bildner Menschen dargestellt, die sich nur ihrer Eigenempfindung überlassen und erfüllt von Bewegungsimpulsen erscheinen, die alle Muskelfasern bis zum letzten Fingergliede hin beleben.

Mit welcher Wahrhaftigkeit und Innerlichkeit weiss uns ferner Dürer den sich selbst ausdenkenden Menschen näher zu bringen. In seiner Melancolia hat er uns diesen Menschen verkörpert, der zwischen Hoffen und Wissen schwankend sich selbst sucht. Wir sehen hier ein Menschenkind, das sich über alle irdischen Fesseln hinaus emporheben möchte, mit mächtigen Fittigen ausgestattet und doch so breit und wie mit Bleigewichten auf seinen Sitz gebannt. Nichts Uebersinnliches steht seinen Grübeleien und seinem Insichselbstversenken zu Gebote. Alles, was zur Durchforschung von Raum und Zeit dienen kann, hat es in der Leiter, der Glocke, der Sanduhr zu Rate gezogen; alles ist ihm ein Schätzen, Vergleichen und Ausgleichen, wie es die umherliegenden Geräte, die Wage, der Hobel, das Lineal und die mathematischen Körper bekunden, alles ein Ergebnis von Trennen und Vereinigen, wie Säge und Nägel andeuten. Alles geht ihm zuletzt vom Messen aus, wie in wunderbarer Versinnlichung des Menschseins und Denkens der Messzirkel in der krampfhaft gekrümmten Rechten der Melancolia es anzeigt.

Bewegung ist alles.

Unser Denker aller Denker aber, Goethe, dessen Lebenswerk den sich selbst ausdenkenden Menschen zur Darstellung genommen hat, wie äussert er sich in seinem Faust über das menschliche Denken?

Der Ausgangspunkt allen Geschehens, Erkennens und Werdens ist ihm die Bewegung. „Im Anfang war die Tat." Und so ist ihm der Begriff der Tat, des Handelns, des Strebens zum Erhalten, zum Positiven der innerste Kern alles Lebens. Die Empfindung des eigenen Selbst gestaltet er zur höchsten Potenz aus, zunächst in der Gestalt des einzelnen, des Individuums, das sich den eigenen sinnlichen Vorgängen voll überlässt, ohne dabei noch in klaren und lebendigen Zusammenhang mit dem Ganzen zu treten und diesem zu nutzen. Fausts Liebe zu Gretchen zeigt uns diese eine Seite dieses Empfindungslebens, während uns auf der anderen Seite, im 2. Teil der Dichtung, Faust aufgeht in dem Streben, sein Tun und Trachten in vollen Einklang zu bringen mit dem alles umfassenden Werden und in dem eigenen Schaffen das Ganze zu fördern.

Das Wollen, das Positive, das Schaffen ist Goethe damit der Inhalt des Menschheitsbegriffes. Das Schöpferische ist ihm das Gute, wie umgekehrt das Zerstörende, Negierende das Gegenteil ist. Mephisto, das Sinnbild des Bösen, ist ihm „der Geist, der stets verneint". Darum ist das Schaffensgefühl auch das höchste Lustgefühl, wie Faust ja

auch in dieser Empfindung unbeschränkten Glückes sein Ziel und seine Erlösung findet.

So finden wir in der erhabensten aller Menschheitsdichtungen alles menschliche Wollen und Erkennen auf den Sinn des Schaffens und der Bewegung gestellt, auf denselben Sinn, der unsere Taubstummblinden aus einer ungefügen Masse zu zartempfindenden Geschöpfen, aus blindwütigen Kreaturen zu überlegten und fügsamen Wesen machte, und der diese Unglücklichen aus scheinbar undurchdringlicher Isolierung hinausführte zur Teilnahme an den Geselligkeiten, Fertigkeiten und Kenntnissen unserer kulturellen Welt. Und so hilfsbedürftig, armselig und verlassen uns diese Taubstummblinden mit ihren furchtbaren Sinnesmängeln erscheinen mögen, ihr Entwicklungsgang vermag uns doch auf eine so unwiderstehliche und siegreiche Art Aufschluss zu geben über die Vorgänge unseres Empfindens und über die Grundtatsachen unseres Vorstellens. Gewiss ist es nicht zu weit gegangen, wenn wir behaupten, dass Helen Kellers Biographie und die Aufzeichnungen ihrer bewunderungswürdigen Lehrerin der psychologischen Forschung unserer Zeit einen glänzend erleuchteten Weg weisen zur Erkenntnis der Gesetze und Normen des menschlichen Denkens.